

HEYNE <

DAS BUCH

Vor zwei Jahren ist Fredas Mann von einem Ausflug in die Berge nicht zurückgekehrt. Seither bleibt ihr nichts, als auf ein Wunder zu hoffen. Umso inniger wird die Beziehung zu ihrer einzigen Tochter Josy. Als die beschließt, für ein Jahr nach Mexiko zu gehen und bei einem Kinderhilfsprojekt zu arbeiten, ist das ein Schock für Freda. Andererseits begreift sie, dass sie dem Mädchen die Chance geben muss, eine erwachsene Frau zu werden. Gerade als Freda begonnen hat, sich in ihrem neuen Leben einzurichten, erreicht sie eine katastrophale Nachricht: Josy ist spurlos verschwunden. Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt, denn ihr Kind schwebt in Lebensgefahr.

»Amelie Fried erzählt einfach ganz großartig.« *Bild am Sonntag*

DIE AUTORIN

Amelie Fried, Jahrgang 1958, moderierte verschiedene TV-Sendungen. Von 1998 bis 2009 war sie Gastgeberin der Talkshow *3 nach 9*. Seit Juli 2009 moderiert sie *Die Vorleser*, eine Bücher-sendung im ZDF. Alle ihre Romane waren Bestseller. *Traumfrau mit Nebenwirkungen*, *Am Anfang war der Seitensprung*, *Der Mann von nebenan* und *Liebes Leid und Lust* sind als erfolgreiche Fernsehfilme gesendet worden. Die Verfilmung von *Rosanas Tochter* ist abgeschlossen. Für ihre Kinderbücher erhielt sie verschiedene Auszeichnungen, darunter den »Deutschen Jugendliteraturpreis«. Zuletzt bei Heyne erschienen ist ihr Sachbuch *Schuhhaus Pallas – Wie meine Familie sich gegen die Nazis wehrte*. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in der Nähe von München.

Als Heyne-Taschenbuch liegen außerdem bereits die Kolumnenbände vor: *Geheime Leidenschaften*, *Verborgene Laster* und *Offene Geheimnisse*.

Amelie Fried

Immer
ist gerade
jetzt

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

4. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 05/2010

Copyright © 2009 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlaggestaltung und Artwork: Eisele Grafik-Design,
München, unter Verwendung eines Fotos von

© David Dohnal/Shutterstock

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40719-0

www.heyne.de

*Jeder Mensch hat ein Recht auf Nahrung, Kleidung,
Wohnung und ärztliche Versorgung, außerdem
ein Recht auf Bildung und Freiheit – so steht es in der
Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte.*

*Für Millionen Kinder auf der Welt sieht
die Wirklichkeit anders aus:
Sie wachsen unter menschenunwürdigen
Bedingungen auf, die wir nicht hinnehmen dürfen.
Diesen Kindern widme ich mein Buch.*

Sie versuchte zu erkennen, wo sie lag, aber es war dunkel. Sie konnte nicht sehen, wie groß der Raum war, in dem sie sich befand. Sie konnte nicht sehen, ob sie allein war oder ob im Dunkeln jemand lauerte. Diese Dunkelheit war das Schlimmste. Panik kroch in ihr hoch.

Dann drang ein wenig Mondlicht durch schmale Ritzen in den Wänden, die offenbar nur aus Brettern bestanden. Die Umrisse eines Karrens und irgendwelcher Maschinen zeichneten sich ab, vermutlich landwirtschaftliche Geräte. Ein Auto näherte sich. Der Motor wurde ausgeschaltet, Autotüren schlugen zu, Schritte näherten sich dem Schuppen. Stimmengemurmel. Sie begann zu zittern.

1

Noch bevor Freda ganz wach war, fiel ihr ein, welcher Tag heute war. Mit geschlossenen Augen blieb sie liegen und versuchte, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass ihr Kind nun erwachsen war.

Vor achtzehn Jahren: Der Arzt zeigt ihr das Neugeborene, das von einer cremigen Schicht bedeckt ist und den unwiderstehlichen Wunsch in ihr auslöst, es sauberzulecken. Auch später, als ihr das Baby gewaschen und angezogen in die Arme gelegt wird, kann sie kaum dem Drang widerstehen, ihm mit der Zunge übers Gesicht zu fahren wie eine Katzenmutter.

Den ganzen ersten Tag über sieht sie es an und versucht, etwas Vertrautes an ihm zu entdecken. Nichts. Dieses Kind ist kein Teil von ihr, wie sie es sich vorgestellt hat. Es ist ein völlig eigenständiges Wesen, und es ist ihr fremd. Sie würden sich erst kennenlernen müssen, begreift Freda und ist überrascht.

Am nächsten Tag hört sie die Stimme ihrer Tochter aus einem Konzert von zwanzig Babystimmen auf der Säuglingsstation heraus. Und am übernächsten Tag blickt sie in das Gesicht der Kleinen, das sich im Schlaf unwillig verzieht, und bricht in Tränen aus bei dem Gedanken, dass dieses hilflose Baby eines Tages erwachsen sein und sie nicht mehr brauchen wird.

Als Josy größer wurde, entdeckte Freda, wie viel Spaß man mit einem Kind haben kann. Sie lag mit Josy auf dem Boden und untersuchte Staubflocken, stapelte Klötzchen zu Türmen und zeichnete Prinzessinnen, deren Kleider das Kind bunt ausmalte. Kein Spiel war Freda zu monoton, keine Unternehmung zu anstrengend. Sie organisierte Schnitzeljagden oder Mondscheinwanderungen im nahe gelegenen Park und sammelte einen Koffer voller Kleider und Kostüme zum Verkleiden bei schlechtem Wetter. Oft zog der Duft von frisch gebackenen Muffins oder Waffeln durch die Wohnung; sie konnte zwar nicht besonders gut kochen, buk aber gern. Die Nachbarskinder kamen in Scharen und waren willkommen, denn Freda fand es wichtig, dass ihr Einzelkind viele Spielkameraden hatte. Sie hatte es geliebt, Kinder um sich zu haben und selbst ein bisschen Kind sein zu dürfen.

Sie setzte sich im Bett auf und rieb sich das Gesicht. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass sie gerade mal fünf Stunden geschlafen hatte. Sie zog die hellblauen Silikonstöpsel aus den Ohren, die sie verwendete, wenn es spät geworden war und sie sicher sein wollte, dass kein Geräusch sie wieder aus dem Schlaf riss, in den sie mühsam gefunden hatte. Dann griff sie nach ihrem Handy auf dem Nachttisch. In einem von Josy bemalten Holzrahmen daneben stand ein Foto von Alex. Unwillkürlich tastete ihre Hand auf die andere Bettseite. Als sie die Kühle des unberührten Lakens spürte, zog sie die Hand schnell zurück.

Sie seufzte und schwang ihre Beine aus dem Bett. Ein Pochen in ihrer rechten Schläfe erinnerte sie an die vergangene Nacht. Ein bis zwei Gläser weniger hätten es auch getan, dachte sie. Aber schließlich feiert man nur einmal

den achtzehnten Geburtstag seiner einzigen Tochter mit einer großen Party.

Punkt zwölf war Josy zu ihr gekommen, hatte sie umarmt und ihr ins Ohr geflüstert: »Glückwunsch, Mama, du hast es geschafft! Ich danke dir für alles.«

»Ach, meine Süße«, hatte Freda geantwortet und ein paar Tränen der Rührung verschluckt.

Dann hatte ihre Tochter den Kopf schief gelegt und mit ernstem Gesichtsausdruck gesagt: »Zwischen uns ändert sich nichts, okay?«

»Nein, nichts«, hatte Freda gesagt.

Aber gedacht hatte sie: Es hat sich doch schon so vieles geändert. Und beschützen kann ich dich jetzt auch nicht mehr.

Als hätte sie es bisher gekonnt. Als könnte man ein Kind überhaupt beschützen. Sie hatte immer alles getan, um Josy vor Schlimmem zu bewahren, vielleicht hatte sie es manchmal übertrieben. Besonders, seit Alex weg war. Hatte nicht jeder Mensch sein individuelles Schicksal? Sein Lebensdrehbuch, an dem man ein paar Verbesserungen anbringen, dessen Handlung aber niemand wesentlich verändern könnte? Wenn man Glück hatte, drehte man an angenehmen Orten, in schicken Kostümen und mit netten Kollegen. Aber wie der Film sich entwickelte, welche Wendungen und Höhepunkte er enthielt, war die Entscheidung eines unbekanntem Regisseurs, der sich von niemandem hereinreden ließ.

Freda stopfte ihr Kissen im Rücken zurecht und zog die Knie an die Brust. Eine frühe Erinnerung kam ihr in den Sinn. Josy musste ungefähr zehn Monate alt gewesen sein, sie übte das Sichhochziehen und Stehen und entwickelte

Interesse an anderen Kindern. Freda begann, regelmäßig mit ihr auf den Spielplatz zu gehen. Eines Tages beobachtete sie einen kleinen Jungen, der den Sitz einer Holzschaukel festhielt und genau in dem Moment losließ, als Josy sich gerade aufgerichtet hatte. Das Holzbrett raste auf ihren Hinterkopf zu, Freda sprang auf, die Schaukel prallte mit einem dumpfen Geräusch gegen den Kleinkindschädel, Josy fiel um. Sie schrie nicht. Sie machte nur ein kleines Geräusch, wie eine Art Japsen oder Aufstoßen, dann rührte sie sich nicht mehr. Fredas Herz blieb stehen. Sie riss Josy in ihre Arme, der kleine Körper fühlte sich schlaff an. Vor Fredas Augen schien ein schwarzer Vorhang herabzufallen. Da zuckte der Körper in ihren Armen, und Josy begann zu schreien.

Im nächsten Moment schrie auch Freda los. Sie schrie den verängstigten Jungen an, schrie sich die Panik aus dem Leib, bis die andere Mutter dazwischenging und Freda wieder zu Bewusstsein kam. Es war ihr peinlich, und sie entschuldigte sich. Der kleine Blödmann hatte es ja wohl nicht mit Absicht getan, und wenn doch, dann hatte er die möglichen Folgen seines Tuns nicht abschätzen können.

Im Krankenhaus wurden eine Prellung und eine Gehirnerschütterung diagnostiziert. Und mit derselben Heftigkeit, mit der Josy von dem Holzbrett getroffen worden war, traf Freda die Erkenntnis, dass sie nie mehr aufhören würde, sich um ihr Kind zu sorgen. Ja, dass die ständige Angst, es könnte ihm etwas zustoßen, der Preis für das Glück war, das sie durch ihr Kind empfand.

Alex war ganz anders, er hatte nie Angst. Er warf das Baby in die Luft, schnallte es auf seinen Rücken, wenn er steile Skiabfahrten runterraste, unternahm später riskante Berg-

touren mit seiner Tochter, immer nach dem Motto: »Was sie nicht umbringt, macht sie hart.« Freda nannte es Leichtsin, er nannte es Gottvertrauen. »Das Leben ist nun mal lebensgefährlich«, erklärte er, »deshalb kannst du dich doch nicht zu Hause einsperren.«

Über die Jahre hatte sich zu Fredas Erleichterung gezeigt, dass viele scheinbar gefährliche Situationen in Wirklichkeit harmlos waren. Sie machte die Erfahrung, dass Kinder erstaunlich viel aushalten und meistens mehr können, als ihre Mütter ihnen zutrauen. Der beste Beweis dafür war schließlich, dass ihre Tochter ohne sichtbare Schäden zu einer jungen Frau herangewachsen war. Eine große Dankbarkeit erfüllte Freda plötzlich. Sie nahm das Foto von Alex in die Hand und betrachtete es.

»Du kannst stolz auf deine Kleine sein«, sagte sie leise. »Und auf mich auch.«

Beim Zähneputzen betrachtete Freda sich im Spiegel. Geschwollene Augen, müder Teint. Sonst war der Anblick nicht so übel, immerhin war sie schon dreiundvierzig. Nicht mehr jung. Noch nicht alt. Irgendwas dazwischen. Irgendwas, von dem sie hoffte, dass es ein »Noch nicht« wäre, und kein »Nicht mehr«.

Sie stellte die elektrische Zahnbürste in die Halterung zurück und zog ihren gemütlichen Hausanzug an, den Josy als »Strampelanzug« bezeichnet hatte. Egal, heute Vormittag würde niemand außer ihrer Tochter ihn zu Gesicht bekommen.

Ihre Gedanken wanderten wieder zurück in die Vergangenheit. Plötzlich blieb sie stehen und suchte angestrengt in ihrer Erinnerung, ging in ihr Zimmer, öffnete nacheinan-

der alle Schubladen einer Kommode, durchwühlte den Inhalt und zog schließlich eine mit bunten Mandalas bedruckte Mappe hervor.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, schob die Computertastatur zur Seite und schlug die Mappe auf, in der sich einige zusammengeheftete Blätter befanden. »Horoskop« stand in schnörkeliger Handschrift auf der ersten Seite, darunter Josys vollständiger Name und ihr Geburtsdatum.

Es war das Geschenk von Marie gewesen, einer Kollegin aus der Buchhandlung, in der sie damals gearbeitet hatte. Marie hatte sich außer als Handauflegerin, Hellseherin und Mandala-Deuterin auch als Hobby-Astrologin betätigt. Freda hatte diese Neigungen insgeheim belächelt, ihre Zweifel aber für sich behalten, weil sie ihre Kollegin mochte und nicht kränken wollte. Und so ganz genau konnte man ja nie wissen, ob nicht doch etwas dran war an dem Esokram.

»Damit du weißt, was auf euch zukommt«, hatte Marie gesagt, als sie Freda drei Wochen nach Josys Geburt die Mappe überreichte und sphinxhaft dazu lächelte. Vielleicht war es dieser Satz gewesen, der Freda all die Jahre davon abgehalten hatte, das Horoskop zu lesen. Wer wollte schon so genau wissen, was auf ihn zukam?

Heute, achtzehn Jahre danach, könnte sie ja überprüfen, ob Marie mit ihren Prognosen Recht behalten hatte. Neugierig blätterte sie die zweite Seite auf. Sie zeigte die Zeichnung der Sternkonstellation zum Zeitpunkt von Josys Geburt, ein Gewirr von Punkten und Linien, aus dem sie nicht schlau wurde. Darunter stand: »Zwilling mit Aszendent Widder, Mond im Wassermann.«

Es folgte eine Deutung der Zwilling-Persönlichkeit: »Zwillinge sind immer in Bewegung, sie lieben den Trubel und hassen Langeweile und Routine. Sie wirbeln durchs Leben und sind überall zu finden, wo etwas los ist. Durch ihre gewinnende und spritzige Art finden sie schnell Freunde, obwohl sie nicht gerade durch Zuverlässigkeit glänzen. Sie vergessen schon mal eine Verabredung oder eine Zusage, aufgrund ihres Charmes kann man ihnen aber nicht lange böse sein. Der ständige Wunsch nach Veränderung lässt sie gern Berufe wie Journalist oder Reiseleiter ergreifen. Aufgrund ihres Sprachtalentes sind sie auch gute Lehrer oder Sprachwissenschaftler. Zwilling-Frauen sind flatterhaft und kapriziös, sie wechseln ständig ihre Vorlieben und Interessen – und ihre Männer. Das Zwilling-Kind ist fröhlich und aufgeweckt; neugierig erkundet es die Welt. Zu anderen Kindern findet es leicht Kontakt und ist ein beliebter Spielkamerad. Seine Begeisterungsfähigkeit führt allerdings dazu, dass es sich leicht verzettelt, es fängt vieles an und führt wenig zu Ende.«

Verblüfft ließ Freda die Hand mit dem Blatt sinken. Diese Beschreibung traf so genau zu, als habe jemand Josy charakterisiert, der sie gut kannte. Sie griff nach der Seite, auf der die Kombination des Sternzeichens mit dem Aszendenten gedeutet wurde. »Feuer und Luft passen hier gut zusammen. Das geschickte Denken des Zwilling paart sich mit der Tatkraft des Widders und führt zu schnellen Entschlüssen und starkem Durchsetzungsvermögen. Manchmal aber werden die eigenen Kräfte überschätzt, dadurch entsteht eine gewisse Neigung zur Selbstgefährdung.«

Wie damals, als ihre Tochter noch nicht schwimmen konnte, es aber liebte, vom Beckenrand aus ins tiefe Wasser

zu springen. Kaum war sie aufgetaucht, fing Freda sie ein und brachte sie wieder zum Ausstieg. Einmal hatte Josy in ihrem Eifer übersehen, dass Freda nicht im Wasser war, sondern am Beckenrand stand und mit jemandem sprach. Irgendein Instinkt hatte Freda plötzlich dazu gebracht, sich umzudrehen. Als sie Josys roten Badeanzug verschwommen am Grund sah, hechtete sie ins Becken und zog ihr Kind heraus, das bereits das Bewusstsein verloren hatte. Noch heute bekam sie Gänsehaut, wenn sie an die endlosen Sekunden dachte, die vergingen, bis Josy einen Schwall Wasser von sich gab und wieder zu atmen begann.

In der Küche kochte Freda Tee. Sie trug die Tasse ins Wohnzimmer, wo sie Josys Geschenke versteckt hatte, zog die Päckchen unter dem Sofa hervor und drapierte sie auf einem kleinen Tisch. Vom Balkon holte sie einen Strauß mit achtzehn sündhaft teuren, aprikosenfarbenen Rosen, die dort die Nacht verbracht hatten. In der Speisekammer stand die Geburtstagstorte, die sie tags zuvor heimlich gebacken hatte. Sie dekorierte sie mit achtzehn Kerzen und einem Lebenslicht und stellte sie zu den Geschenken. Zufrieden trat sie einen Schritt zurück und betrachtete ihr Arrangement. Es sah wunderschön aus, Josy würde begeistert sein! Sobald sie Geräusche aus ihrem Zimmer hörte, würde sie die Kerzen anzünden. Im CD-Player lag eine Techno-Version von »Happy birthday« bereit. Sie lauschte auf den Flur hinaus, hörte aber nichts. Wahrscheinlich würde Josy heute etwas länger schlafen, es musste sehr spät geworden sein.

Freda ging zurück in die Küche und schenkte sich Tee nach. Während sie trank, hatte sie plötzlich das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Es war ganz still. Nur das Tropfen des

Wasserhahns war zu hören. Nachdem sie das Tropfen abgestellt hatte, blieb sie stehen und versuchte, den Grund für ihre Unruhe zu finden. Sie ging auf den Flur hinaus – und dann begriff sie: Unter Josys Zimmertür schien Licht durch. Das hieß, die Jalousie war oben. Das hieß, Josy schlief nicht in diesem Zimmer. Das hieß, sie war nicht nach Hause gekommen.

Fredas Magen verkrampfte sich. Sofort produzierte ihr Kopf eines der vielen Katastrophenszenarien, die sie seit dem Verschwinden von Alex regelmäßig heimsuchten. Josy war auf dem Heimweg überfallen, vergewaltigt, ermordet worden. Oder sie war vor ein Auto gelaufen, hatte wie immer keinen Ausweis bei sich und lag nun bewusstlos in irgendeinem Krankenhaus. Oder ... Hör auf, befahl Freda sich selbst, das bringt doch nichts. Wie oft hast du dich schon mit solchen Fantasien verrückt gemacht, immer grundlos. Bestimmt übernachtet sie bei einer Freundin. Wahrscheinlich hat sie sogar eine SMS geschickt. Josy wusste, dass ihre Mutter schnell nervös wurde, wenn sie nicht war, wo sie sein sollte, und meldete sich deshalb zuverlässig.

Keine Nachricht. Wahrscheinlich war wieder der Akku von Josys Handy leer gewesen. Oder die Prepaid-Karte abtelefoniert. Es war erstaunlich, dass Akkus und Prepaid-Karten immer gerade dann leer waren, wenn man das Handy dringend benötigte.

Freda wählte Josys Nummer. Mailbox. Sie versuchte es bei Naomi, bei Lara. Ebenfalls Mailbox. Sie hinterließ überall Nachrichten, sprach mit betont fröhlicher Stimme, um sich nicht anmerken zu lassen, dass sie besorgt war. Sie mochte sich selbst nicht in der Rolle der Panik-Mom, wie

Josys Freundinnen sie hinter ihrem Rücken nannten. Es war Josy mal rausgerutscht, und zuerst war Freda wütend geworden; insgeheim hatte sie sich aber eingestehen müssen, dass die Bezeichnung durchaus zutreffend war. Andere Mütter waren viel lässiger, machten sich viel weniger Gedanken darüber, was alles passieren könnte. Josy hielt ihr oft vor, sie fühle sich kontrolliert und eingengt. Trotzdem konnte Freda sich nicht anders verhalten, es war wie ein Zwang.

Endlich, eine weitere halbe Stunde später, klingelte das Telefon. Naomi, total verschlafen.

»Keine Ahnung, wo Josy ist«, nuschelte sie kaum vernehmbar. »Ich bin so gegen drei gegangen, da hat sie noch getanzt.«

»Kein Problem«, sagte Freda munter. »Falls sie sich meldet, sag ihr einfach, sie soll mich anrufen.«

»Geht klar.« Und nach einer Pause: »Und danke für gestern, war 'ne super Party!«

Freda lachte. »Freut mich, wenn's dir gefallen hat!«

Die Party hatte Fredas Budget für den Jahresurlaub aufgefressen. Zum Glück besaß der Vater von Josys Schulfreund Zino eine Brauerei und hatte die Getränke spendiert, aber mit der Saalmiete, dem Essen und dem Discjockey war doch einiges zusammengekommen. Es war ihr egal, Urlaub konnte sie noch oft machen.

Nachdem sie die Spülmaschine ausgeräumt, die Küche gefegt, ihre E-Mails gecheckt und eine weitere Kanne Tee gekocht hatte, konnte sie ihre Unruhe nicht mehr bezähmen und wählte ein zweites, dann ein drittes Mal Josys Handynummer. Immer Mailbox. Inzwischen war es elf. Wo, zum Teufel, steckte ihre Tochter?

Josy erwachte aus einem unruhigen Schlaf. Ihr Kopf fühlte sich an, als wäre sie gegen eine Eisentür gelaufen. Stöhnend versuchte sie, sich auf die andere Seite zu drehen. Verdammt, wie das dröhnte! Das konnten doch nicht die paar Cola-Rum und Wodka-Orange gewesen sein, die sie gestern getrunken hatte? Mühsam öffnete sie die Augen einen Spalt. Sie blickte auf eine gelblich gestrichene Betondecke mit einer Neonröhre. Ihr Blick wanderte abwärts über die verschmutzten Wände, von denen die Farbe abblätterte, und blieb an einer massiven Gittertür aus Eisen hängen. Mit einem Ruck setzte sie sich auf und hielt sich den schmerzenden Kopf.

In diesem Augenblick kehrte ihre Erinnerung zurück. Das hier sah nicht nur aus wie eine Gefängniszelle, es war eine.

Gegen vier hatte Josy sich mit den letzten Partygästen ein Taxi genommen, um nach Hause zu fahren. Kaum saß sie im Wagen, wurde ihr schlecht. Eine Weile gelang es ihr, sich zu beherrschen, dann wurde die Übelkeit so stark, dass sie aussteigen musste. Sie verabschiedete sich hastig von ihren Freunden, und als das Taxi außer Sichtweite war, erbrach sie sich hinter einem Müllcontainer. Obwohl sie kaum stehen konnte, beschloss sie, zu Fuß weiterzugehen, vielleicht würden frische Luft und Bewegung helfen. Die Straßen waren leer, die Stadt schien wie ausgestorben. Josy schlug im Vorübergehen mit der Faust auf die Kühlerhauben und Dächer geparkter Autos; das dumpfe Dröhnen gab ihren schwankenden Schritten einen Rhythmus. Eins ... bumm ... zwei ... bumm ... Sie bemerkte nicht, dass ein Streifenwagen hinter ihr her fuhr. Erst als er sie überholte und vor ihr zum Stehen kam, hielt sie inne und lehnte sich an ein Auto.

»Na, junge Dame, wohin des Wegs?«, fragte der junge Polizeibeamte, der auf der Beifahrerseite ausgestiegen war.

»Nach Hause«, sagte sie mit schwerer Zunge. Sah eigentlich ganz nett aus, der Typ. Wenn er nur nicht diese kackgrüne Uniform an hätte. Sie überlegte, ob sie ihm das sagen sollte, aber es schien ihr zu anstrengend, die Worte zu formen.

»Und, haben wir was getankt?«

»Ich weiß nich, wie's bei Ihnen is«, erwiderte sie schleppend, »ich habn bisschen was getrunken. Deshalb gehe ich auch zu Fuß.«

»Sehr vernünftig«, sagte der nette Bulle. »Hätten Sie denn mal Ihren Ausweis, bitte?«

»Meinn ... Ausweis?«

»Genau.«

Josy wühlte der Form halber in dem Stoffbeutel, der ihr als Handtasche diente. Sie hatte nie einen Ausweis bei sich. Die Gefahr, dass sie ihn verlieren könnte, war zu groß. Sie verlor ständig irgendwas, deshalb nahm sie immer so wenig wie möglich mit.

»Tut mit leid. Vergessen.«

»Wie alt sind wir denn?«

»Ich weiß nich, wie alt Sie sind ...«, fing Josy wieder an, aber plötzlich verstand der Typ keinen Spaß mehr. Vielleicht hatte er selbst gemerkt, wie blöde es war, in diesem Krankenschwestern-Ton zu sprechen.

»Wie alt Sie sind, will ich wissen!«, blaffte er sie an.

»Achtzehn.«

»Achtzehn«, wiederholte er spöttisch. »Und das soll ich Ihnen glauben?«

»Ich hab heute Geburtstag.«

»Na, so ein Zufall! Dann fahren wir jetzt zusammen auf die Wache und stoßen an.«

»Danke, sehr freundlich«, artikuliert Josy mit Mühe, »aber ich bin ziemlich müde.«

Sie kniff die Augen zusammen. Der Typ schien irgendwie zu verschwimmen, mal kam er näher, dann waberte er wieder davon. Ihr war schwindelig, sie wollte sich an einem Auto abstützen, griff daneben und fiel gegen den Seitenspiegel, der knirschend aus seiner Halterung brach.

»Oje, oje«, lallte sie, »tut mir leid.«

»Sachbeschädigung«, konstatierte der Polizist und notierte das Nummernschild.

Josy wollte sich gerade in Bewegung setzen, da packte er sie am Arm.

»Lassen Sie mich!«, rief Josy und wollte sich losreißen.

Der Polizist hielt sie eisern fest und sagte: »Schluss jetzt. Sie können sich nicht ausweisen, sind vermutlich minderjährig und randalieren schwer alkoholisiert herum. Sie kommen jetzt bitte mit.«

»Schwer alko... alkollisiert«, wiederholte sie verächtlich, »so ein Quatsch!«

Im nächsten Moment fand Josy sich auf dem Rücksitz des Polizeiwagens wieder. Die Fahrt zur Wache verlief schweigend. Sie landeten in einem ungemütlichen Büro mit abgeschabter Einrichtung und scheußlich greller Beleuchtung.

»Personenfeststellung«, sagte der Polizist, der sie hergebracht hatte, und überließ sie seinem Kollegen. Josy diktierte ihm Namen, Adresse und Telefonnummer. Der Be-

amte, ein gutmütig wirkender, etwas älterer Mann mit einem Schnauzbart, tippte alles in den Computer. Dann griff er nach dem Telefon. »So, dann wollen wir mal deine Eltern informieren.«

»Bitte nicht ... meine Mutter wecken!«, protestierte Josy vergeblich.

Er ließ es lange klingeln, aber niemand hob ab. Wahrscheinlich hat sie Stöpsel in den Ohren, dachte Josy.

»Handynummer?«, fragte der Polizist.

»Das Handy ist nachts ausgeschaltet.«

Er zuckte die Schultern und stand auf. »Dann fahren wir jetzt hin.«

Willenlos ließ Josy sich zum nächsten Polizeifahrzeug bugsieren. Kaum saß sie, schlief sie ein. Wenig später wurde sie unsanft geweckt.

»Wir sind da«, sagte ihr Begleiter und rüttelte an ihrer Schulter.

Sie griff in ihren Stoffbeutel, wühlte und suchte – kein Hausschlüssel! In ihrer Aufregung vor der Party musste sie vergessen haben, ihn einzustecken.

»Das is jetzt blöd«, nuschelte sie, »ich hab kein Schlüssel dabei.«

»Tja, dann ...« Bedauernd hob der Polizist die Hand und legte den Finger auf die Klingel. Der Ton durchschnitt schrill die nächtliche Ruhe, aber niemand öffnete. »Ihre Mutter hat ja einen gesegneten Schlaf. Beneidenswert geradezu. Sonst ist niemand in der Wohnung?«

Josy schüttelte den Kopf. Ihr Magen rebellierte wieder, sie musste aufstoßen. »'tschuldigung«, murmelte sie. »Und ... was jetzt?«

»Es gibt da ein nettes kleines Hotel«, sagte er, »da ist die Übernachtung kostenlos.«

Josy starrte ihn an. Dann begriff sie. »O nein.«

»O ja«, sagte er und öffnete ihr die Tür des Polizeiwagens.

Sie landete in der letzten der drei kargen Ausnüchterungszellen, die noch frei war. Resigniert rollte sie sich auf der harten Liegefläche zusammen, stopfte sich ihre Jacke als Kissen unter den Kopf und zog die widerliche, kratzige Wolldecke über sich. Inzwischen war sie so müde, dass ihr egal war, wo sie lag. Hauptsache, sie konnte endlich schlafen.

Ihr Rücken schmerzte, sie dehnte und streckte sich stöhnend. Vorsichtig stand sie auf und ging ein paar Schritte in der Zelle auf und ab, um ihren Kreislauf in Schwung zu bringen. Vielleicht würden dann auch die Kopfschmerzen besser werden. Pinkeln musste sie auch. Aber eher würde sie sterben, als die ekelige Kloschüssel zu benutzen.

Sie zog ihr Handy aus dem Beutel und schaltete es ein. Drei Anrufe von Panik-Mom. Josy seufzte. Wann würde Freda endlich aufhören, sich Sorgen um sie zu machen? Wie sollte sie erwachsen werden, wenn ihre eigene Mutter ihr nicht vertraute?

Sie drückte die Kurzwahltaste für zu Hause.

»Josy, endlich!«, meldete sich Freda erleichtert. »Wo warst du denn bloß?«

»Das ... ist eine längere Geschichte. Kannst du mich abholen?«

»Wo denn?«

»In der Hochbrückenstraße.«



Amelie Fried

Immer ist gerade jetzt

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40719-0

Heyne

Erscheinungstermin: April 2010

Eine mitreißende und bewegende Geschichte über die schwierige Liebe zwischen Mutter und Tochter

Manchmal ist die Liebe so stark, dass sie zum Gefängnis wird. So wie bei Freda und ihrer achtzehnjährigen Tochter Josy. Das mysteriöse Verschwinden ihres Vaters fesselt Josy so sehr an die Mutter, dass sie kein eigenes Leben wagt. Als sie endlich Mut fasst und allein in ein fremdes Land geht, gerät sie in den Sog einer großen Liebe – und in höchste Gefahr.



[Der Titel im Katalog](#)